

## **Mono(d)gatari**

Für Renate Kappes

Vom Sehen

Schreiben ist ein einsames Geschäft; eine Freude für geborene Einzelgänger (man kann genauso gut Einsiedler sagen). Aber beim Dichten kommt es darauf an, ständig zwischen der Abgeschlossenheit und der Gemeinschaft hin- und herzuwechseln.

Der Akt des Schreibens ist nur das eine, das sichtbare Zehntel der dichterischen Arbeit. Der unter Wasser liegende Teil besteht aus allem anderen, das man tut: Zugfahren, Laub harken, aus dem Fenster gucken. Über kurz oder lang, wenn ich nur meine Augen offen und meinen Geist nüchtern halte, kommt alles Unsichtbare an die Oberfläche herauf: ein Am-Teich-sitzen und darauf warten, daß die Fische sich zeigen. Und dann sie zu fangen versuchen!

Eine Zeitlang wohnte ich mit einer befreundeten Philosophiestudentin zusammen. Im Lauf der Jahre entwickelte sie sich von der Studentin zur eigenständigen Gelehrten. Das trug sie nicht wie eine Verkleidung zur Schau, sondern sie hatte es sich ganz und gar zu eigen gemacht; sie war beileibe kein bloßes Zitat, und eindeutig alles andere als eine Poseurin – und sie war meine erste Meisterin.

Wir brachten viele Nächte mit Gesprächen zu. Nicht mit Diskussionen, sondern eher, indem wir uns die langen schlaflosen Stunden mit herrlichem Reden vertrieben, beiläufigem Sprechen. Ihre Ausdrucksweise und ihr Denken wiesen zunehmend die Spuren ihrer Auseinandersetzung mit den Lehren Anderer auf; und sie übersah, daß ich – wenn überhaupt – sehr wenig von zeitgenössischer oder überhaupt irgendeiner Philosophie verstand, daß ich ihr ausdauernd zuhörte, ohne eigentlich zu verstehen, wovon sie sprach. Mich bekümmerte das. Es wurmte mich auch, denn ich war es nicht gewöhnt, jemanden sich mühelos in Sphären bewegen zu sehen, in die ich ihm oder ihr nicht ohne weiteres folgen konnte. Als ich ihr das einmal sagte, indem ich frustriert herausplatzte: ah, ich verstehe dich nicht, & ich fürchte, deine Sachen werden mir immer ein Rätsel bleiben – sah sie mich erstaunt an und sagte einfach: Aber wieso? Du hast doch dein eigenes Mittel zur Erkenntnis. Du hast deine Gedichte.

Ich war damals Anfang Zwanzig; ich hatte dem Ganzen bis dahin nicht soviel Bedeutung beigemessen. Ihre beiläufige Bemerkung veränderte aber meine Auffassung von dem, was ich tat, von dem Zweck meiner eigentlichen Arbeit, von *meinem* Zweck. Der Zweck ist Erkennen. Erfreuliche Dinge, betrübliche Dinge; vertraute Dinge, die nicht allen zugänglich sind, obwohl sie eindeutig über die individuelle Erfahrung hinausgehen; so in Worte gefaßt, daß sie aus der Enge des Selbst in die Weite des Etwas gebracht und dadurch Gemeingut werden.

\*

Im Grunde ist es wie ein Spiel, aber eins von der lauschenden, aufmerksamen Art: Hören, was die Dinge sagen, wenn man sie anfaßt. Da sind drei runde Steine; wie kann man sie anordnen? Da ist ein Grashalm; was, wenn man ihn um den Finger knotet? Da ist eine Handvoll Lehm; er ist einfach kühl und haftet angenehm auf der Haut. Und die ganze Zeit wärmt dir die Sonne den Rücken. Wie sie auch den Steinen den Rücken wärmt.

Auch: das hier ist ein ekliges Ding, wozu es auch immer gut sein mag; ist dir egal. Wohin damit, daß du es nicht die ganze Zeit vor Augen haben mußt?

Auch: guck dir doch nur mal diesen ganzen Schnee an! Sieh nur, soviel Sand & Wasser! Laß uns etwas daraus bauen, und wir werden große Baumeister sein, und furchtbar stolz – bis die Sonne und die Flut alles wieder wegholen. Oder wir es selber umwerfen und aus Jux und Tollerei zertrampeln. Mensch, wir können doch jederzeit was Besseres bauen ...

Ob man einen Schneemann oder eine Sandburg gebaut hat oder ob man das geschrieben hat, was man für ein gutes Gedicht hält – die Wirkung ist ähnlich. Die Seligkeit des Baumeisters, ein nachhaltiges und dauerhaftes Gefühl der Befriedigung, eines gestillten Hungers. Die unbekümmerte Freude des Schaffens ohne jedwedes Vorgefertigtsein, oder bezifferte Erwartung, oder standardisierte Ästhetik. Laßt uns die Werke der Meister, die uns vorangegangen sind, studieren und würdigen. Dann laßt sie uns vergessen.

Und ich rechne eigentlich damit, am Ende meines Schreibens/Lebens Kiesel hin- und herzuschieben, Grashalme, feuchte Blätter, Schneckenhäuser ... und danach werde ich vielleicht einfach nur noch ein Geist sein, der ruhig den Wolken nachsieht, die am Himmel

vorüberziehen: wie ein Kind, bevor es alt genug ist, um auch nur die kleinsten Dinge aufzuheben und sie zu be-greifen.

## Vom Sagen

Dinge ausdenken und sie ausprobieren, und danach weiter ausdenken und ausprobieren, bis man sie einigermaßen hinbekommen hat. – Manchmal ist es schwer zu sagen, wo das Sehen aufhört und das Sagen anfängt.

Sehr früh gab mir jemand Anne Morrow Lindberghs Aufzeichnungen über ihre Collegezeit zu lesen. Sie hatte sich einmal tagelang abgemüht, ein Gedicht zu schreiben; es ließ ihr keine Ruhe, aber sie schaffte es nicht und verzweifelte beinahe an der Aufgabe, die sie ihrem Gefühl nach hatte, aber nicht erfüllen konnte. Als sie das Gedicht eines Nachts endlich zu Papier, zuwege bringen konnte, war sie so glücklich und von Seligkeit und Erleichterung überwältigt, daß sie weinte.

Ich weiß nun nicht mehr, wie das Gedicht hieß. Aber von diesem Erlebnis zu lesen – obwohl es mich damals sehr befremdete – bereitete mich auf eine Erfahrung vor, die ich lange danach selber wieder und wieder machen sollte (zum Glück meistens ohne das Weinen), und half mir, sie zu erkennen, als sie eintrat.

\*

Wenn man mich gelegentlich angeht, à la ‚Wie finde ich einen Verlag‘, versuche ich zu helfen, indem ich zum Beispiel sage: geh auf die und die Messe, versuch dich ein bißchen mit den Leuten anzufreunden. Versuch an dem Ort, wo du lebst, Leute zu finden, die sich für die gleiche Sache interessieren. Schreib Briefe. Es kann Jahre dauern, aber man kann nie wissen: vielleicht hast du am Ende ein paar Freunde, und vielleicht geben sie eine Zeitschrift heraus und fragen dich nach einem Beitrag, oder sie kennen andere Leute, die etwas machen und fragen dich für jene nach Material, oder sie geben wissenswerte Dinge an dich weiter, oder sie laden dich einfach ein mitzukommen. Wenn deine Sachen irgendjemandem gut erscheinen, werden sie veröffentlicht. Kümmer dich nicht um die Gründe. – Für mich hört sich dieser Rat eher nach Vergnügen an: nette Leute, neue Orte, leckeres Essen, interessante Erfahrungen.

Alles dies erfordert allerdings Zeit und Geduld und das Fehlen von Vorsatz, oder Absicht – im Grunde also ein Leben. Und der Rat ist deshalb bei manchen Leuten zwecklos und verloren, denn das Leben ist manchen zuviel, um es auf eine einzige Sache zu verwenden. – Diese werden keine Dichter.

„It is necessary, for the poets, to organize their own gatherings, not to be seen, nor to profit, but because such coming together is the bread of poetry.“ (Für die Dichter ist es notwendig, ihre eigenen Versammlungen zu veranstalten, nicht um der Öffentlichkeit oder des Gewinns willen, sondern weil ein solches Beisammensein das Brot der Dichtung ist.) Das ist bloß eine knappe Anmerkung in Jean Monods *Communiqué 4\**, aber für mich rückt sie eine ganze Reihe von Begebenheiten zurecht, macht sie mir verständlich. Die Essenz der Dichtung liegt in der Versammlung. Briefe wechseln, Typoskripte, Bücher, Aufnahmen. Erinnerungen und Kenntnisse austauschen und vergleichen; Essen jeglicher Art, Liebe in jeder Färbung: es kommt alles zusammen, und es kann nicht in das Nichts münden. So wie der Wind, der durch das Schilf geht, darin unweigerlich ein Rascheln hervorruft.

\*

Was ist denn aber an Gedichten, daß sie Menschen vergessen lassen, an ihrer gewohnten Straßenbahnhaltestelle auszusteigen, so daß sie stattdessen von der Endstation zwanzig Minuten zu Fuß zurücklaufen müssen? Was ist an ihnen, daß Leute ihren fernen Lieben jenseits des Ozeans ganze Bände davon am Telefon vorlesen?

Bedenke den Funken des immensen, d.h. selbst-losen, Vergnügens und der Dankbarkeit, wenn nach einer Lesung jemand auf einen zukommt und sagt: ‚das und das hast du schön ausgedrückt. Ich habe genau das viele Male selbst gefühlt und gedacht, aber ich konnte es nicht benennen, und du hast es für mich in Worte gefaßt. An diesen Satz von dir werde ich mich erinnern.‘ Ich zehre selber von den Zeilen anderer, die das mit Worten benennen, was ich bis dahin nur undeutlich geahnt hatte. – Und da trifft es mich wie ein Blitzschlag, daß ich schon die ganze Zeit gewußt habe, was Monod meint: alles in Bezug zueinander zu setzen – darin besteht die Arbeit.

---

\* In: Jean Monod. *The Man Who Knows*. Brunswick, Maine: Coyote Books, 2001/02.

Man weiß es auf der Lesung von Freunden, deren Gedichte man erst meinte um nichts auf der Welt je verstehen zu können. Aber indem man dabei ist, sich die Zeit nimmt, ihren Worten zu lauschen, nährt man seinen Verstand und stillt das Verlangen des Geistes. Deine Anwesenheit verleiht der Lesung Sinn. Und bei der Poesie geht es sowieso nicht um das Verstehen.

Man weiß es in einem mondbeschienenen Frühlingwald, wenn man auf einem gefällten Baum am Wegrand sitzt, mit einem halben Dutzend anderer, Wein aus der Flasche trinkt, vor sich hinraucht, nichts spricht und doch durch die Stille kommuniziert.

Man weiß es, wenn man in den frühen Morgenstunden vor einer Menge Fremder liest, wenn es still wird, so sehr still, eine Art Trance sich anbahnt, die Wirkung des gesprochenen Wortes. Die menschliche Stimme ist nie ohne Wirkung auf Menschen. Man weiß, daß man stundenlang weiterlesen könnte, wenn nur die Stimmbänder aus Draht wären. Die Menge führen, wohin auch immer, nicht aus eigener Kraft, sondern durch eine Macht, die sich der Menge mitteilt – mit deiner Stimme.

Man weiß, daß man das Werkzeug von etwas Großem geworden ist, etwas außerhalb von einem selbst, und es macht einem gar nichts aus. Denn indem man auf diese Weise benutzt wird, wird man selbst ein Teil dieser Weite, in der die Form einerlei geworden ist.

*Caroline Hartge*